

Noch alle Zeit

Alexander Häusser

PENDRAGON 

äfte dabei ihren Tonfall nach. Ihre beiden Stimmen waren ohnedies zum Verwechsell ähnlich. Wie konnte eine so viel ältere Stimme wie die eigene klingen? Alva stritt mit sich selbst, wenn sie mit ihrer Mutter stritt.

Am anderen Ende der Leitung war es ganz still. Lina meldete sich nicht. Vielleicht war sie einfach aus dem Haus gelaufen, den kleinen bunten von Oma gekauften Rucksack mit den Kita-Sachen auf dem Rücken, ihr Haar zum Pferdeschwanz gebunden, aus dem Haus auf die Straße. Die Tür stünde offen und Lina liefe in irgendeine Richtung, ihr Kopf leer und einsam, und die Oma wäre schon auf der Suche. Alva hörte einen endlos großen Raum und nur weil sie es nicht mehr aushielt, fragte sie in die Stille hinein:

»Lina?«

Und da hörte Alva ein dünnes Atmen und Linas leise Stimme.

»Ich hab dich nicht mehr lieb. Du sollst wegbleiben. Ich will dich nicht mehr.«

Bevor Alva noch etwas sagen konnte, hatte Lina aufgelegt.

Hätte sie doch geschrien – getobt, geweint. Es wäre vorbeigegangen wie ein Kratzer an der Hand oder der Schmerz um ein kaputtgemachtes Spielzeug. Aber sie hatte es ganz ruhig gesagt und ernst, als hätte sie eine längst fällige Entscheidung getroffen. Bei klarem Kopf und ohne Gefühl.

Jo stand an der Terrassentür und rieb sich die Augen.

»Du bist ja schon wach? Ist alles in Ordnung?«

»Na klar! Ich habe mit Lina telefoniert. Alles bestens. Ich geh jetzt packen.«

Alva rauschte an ihm vorbei.

»Aber die Fähre geht doch erst heute Abend!«

Sie verschwand in ihrem Zimmer, schloss sich ein. Sogar ein eigenes Zimmer hatte Jo ihr im Haus gegeben. Mit einem schönen Schreibtisch vor dem Fenster, an dem Blumen standen, und einem Aquarell-Bild von Jütlands Küste an der Wand. Jo konnte nichts dafür, keiner konnte etwas dafür, dass alles so war, wie es war. Es war allein ihre Schuld.

Sie räumte den Schrank leer, in dem Lavendel-Säckchen lagen. Der Duft schnürte ihr die Kehle zu. Alle Zufriedenheit der Welt und alle Sicherheit waren in diese Säckchen eingenäht. Alva hatte geglaubt, Lina könnte verstehen, dass diese Reise wichtig für sie beide ist. Mit den magischen Orten käme Ordnung in ihr Leben – Ordnung und Geld, und sie würden dann auch gemeinsam Urlaub machen können, wie es alle taten. Das war es doch, was ihre Mutter immer von ihr wollte: dass sie wie alle anderen sei. Alva versuchte, es richtig zu machen, Norwegen sollte zu einer gemeinsamen Sache von ihr und ihrer Tochter werden. Und so las sie Lina Geschichten aus dem Mumintal vor, vom kleinen Troll auf seiner langen Reise voller Abenteuer. Das war zwar Finnland und nicht Norwegen – aber egal. Es kam doch nur darauf an, dass Lina irgendeine Vorstellung davon bekam, wohin Mamas Reise ging. So würden es andere Mütter doch auch machen. Natürlich wollte Lina dabei sein, aber es war ja Mamas Arbeit, und es war auch nicht schlimm, dass sie zuhause bleiben musste – weil jetzt war Mama noch da und für später gab es den Brief von Schnupferich an Mumin, den Alva aus dem Buch

abgeschrieben hatte: *Schlaf gut und sei nicht traurig. Am ersten warmen Frühlingstag bin ich wieder bei dir. Warte mit der Fingersuche bis ich wieder da bin!*

Sie konnte auch zuckersüß sein. So wie die anderen.

Alva stellte die Reisetasche auf das Bett, legte sich daneben, rollte sich ein. Sie spürte Linas Schlafwärme, wenn sie morgens zu ihr ins Bett gekrochen kam und sich mit dem Rücken an ihren Bauch schmiegte. Sie zählte Mamas Finger ab, kam immer nur auf neun. Alva spielte die Erschrockene, Lina jauchzte vor Vergnügen. Dann musste schnell gefrühstückt werden, um nach draußen in den Park zu gehen. Ohne Zähneputzen nach Mamas zehntem Finger suchen, im Gebüsch oder in der Sandkiste. Die Wochenenden gehörten Lina. Keine Kita, keine Oma, kein Papa. Nur Mama, ganz und gar, mit Haut und Haaren. Und jedes Mal nahm sie sich vor durchzuhalten, gemeinsam zu spielen, Knetfinger zu haben, zu backen, sich gegenseitig mit Mehl voll zu prusten, all das, was man in Filmen und der Werbung sieht, wenn es nach Glück aussehen soll. Sie sah sich, in den Schaufenstern gespiegelt, die Straße zum Park gehen, mit wippendem Gang, Lina an der Hand. Sie grüßte die Nachbarsfamilien und erinnerte sich an die Namen derer Kinder. Sie sprach auf dem Spielplatz über Kinderschuhe und Zähne und traf für Lina Verabredungen mit der kleinen Charlotte und Mareike für Montag nach der Kita, weil sie doch immer so schön zusammen spielten. Sie wusste dann nicht mehr, wo ihr Problem lag. Nur der Mann war eben der falsche gewesen oder nein, er war der richtige, ohne ihn gäbe es keine Lina, aber die Liebe hatte nicht gehalten. Wie bei so vielen anderen. Was heißt schon Liebe? Und jetzt gehörte sie eben zu den anderen – zu denen mit dem Sammelbegriff, das war nichts Besonderes. Aber dass sie schon auf dem Nachhauseweg vom Park nicht mehr Linas Hand nehmen wollte, weil sie daran zerrte und sie Lina zwei Schritte hinter sich her trotten ließ; dass sie sich wieder in den Spiegelfenstern sah und sich fragte, wer ist diese Frau; dass Lina am Nachmittag alleine spielte, während sie Musik hörte und vor sich hin starrte, und dass ab Montag nach der Kita die Oma oder Tom zum Abholen kam und von der Verabredung mit Charlotte und Mareike keine Rede mehr war. Das war etwas Besonderes.

Alva hörte Jos Schritte vor der Tür und schreckte auf. Sie sah wie sich der Türkopf drehte. Wir haben noch den ganzen Tag für uns, hatte er gesagt. Nach Skagen wollte er mit ihr fahren, im wirbelnden Meer stehen, dort, wo Skagerrak und Kattegat aufeinandertreffen; die Galerie besuchen, mit ihr zusammen noch ein Bild aussuchen, in der Art von Jütlands Küste, das ihr doch so gefalle. Für die Wohnung in Berlin, hatte er gesagt und sie geküsst und um die Hüfte gefasst als wollte er mit ihr tanzen. Wie sie und Tom in der leeren Wohnung getanzt hatten, als alles noch gut gewesen war zwischen ihnen. Der schmatzende Farbroller lag tropfend über dem Eimer, und die Musik kam aus dem Lautsprecher unter der Folie. Der Altbau und ihr Leben rochen nach Erstbezug und Alvas Bauch war dick vor lauter Zukunft.

Jo klopfte leise. Alva griff nach ihren Ohrhörern. Die Musik ließ ihn verschwinden. Es war der Soundtrack ihres Lebens. Sie hätte die Musik bei Linas Geburt haben sollen. Sie hätte ganz anders im Kreißsaal gelegen: nicht nur schwitzend und pressend, sondern stolz und einmalig. Und dann die Erlösung – das blutige Bündel Leben auf ihrem Bauch. Mit der richtigen Musik

wäre es der Anfang einer großen Geschichte geworden, hätte es für die ganze Zeit danach gereicht. Lina wäre immer in ihrem Film geblieben. Vielleicht. Oder auch nicht. Bei Tom hatte es nicht geklappt. Dabei war sich Alva sicher gewesen, die Musik würde für sie beide reichen, ein ganzes Leben lang. Immer. *Would you really rush out for me?* Und wie die gemeinsame Wohnung plötzlich zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich zu dem Ort wurde, der ihr gehörte. Zu einem Trost, weil hier die Musik war, wenn sie nach Hause kam und wieder etwas nicht geklappt hatte, aber dann die Musik hörte und sie sich nach Tom sehnen konnte, weil sie bei ihm aufgehoben war. Wenn du nicht da bist, gibt es mich nicht, hatte sie zu Tom gesagt, in ihrer ersten Nacht, ineinander versunken, aufgehoben und gerettet. Und Tom hatte gelächelt: das ist schön, dass du das so sagst. Aber es war nicht nur so gesagt, sie hatte es gefühlt. Und sie fühlte es auch am nächsten Tag, in der nächsten Nacht, in den Wochen, Monaten. Wenn er sie in die Arme nahm, sie umfing. *Would you really rush out / Would you really rush out / Would you really rush out for me now.* Aber irgendwann fragte er: Wollen wir nicht mal andere Musik hören? Und er sagte: Die Gefühle können nicht immer groß sein, das hält niemand aus, es muss auch Alltag geben. Aber er fand Worte für die Liebe in der Zeit, streichelte alles weg. Und auch dafür gab es die Musik, und dann war wieder alles gut. Bis die Panik kam. Bis der Abend kam, als Lina schrie und schrie. Zwei Jahre alt, aber sie schrie wie ein Baby. Alva setzte die Kopfhörer auf, trug Lina durch die Wohnung, auf und ab, doch sie war viel zu schwer. Sie spürte, wie sich Linas Körper schüttelte, ihr Kopf über ihrer Schulter hing, doch Alva hatte die Musik und machte sie noch lauter. Sie sprach mit Lina, ohne sich selbst zu hören. Vielleicht schrie sie Lina an, sie konnte sich nicht spüren. Dann sah sie Tom in der Tür, den Schlüsselbund in der Hand. Er zog nicht einmal die Jacke aus, zerrte ihr Lina aus dem Arm, riss sein Maul auf, so weit, wie der Fisch im Aquarium, das sie nachmittags mit Lina besucht hatte. Das war doch schön, dass sie mit Lina das Aquarium besucht hatte, so etwas macht doch eine gute Mutter, davon hatte sie Tom erzählen wollen, und dass sie ganz nah mit ihr an die Scheibe gegangen war: Sieh doch mal den Fisch da, Lina, wie der sein Maul aufsperrt, hatte sie gesagt. Aber Lina hatte den Finger in den Mund gesteckt und in Kreisen ihren Speichel auf der Scheibe verteilt. Das hätte sie verdammt nochmal überall tun können, in der S-Bahn oder zuhause in der Wohnung, dafür hätte sie nicht mit ihr für teuer Geld ins Aquarium gehen müssen. Zur Strafe bekam sie kein Eis.

Tom riss ihr den Kopfhörer herunter, aber sprach ganz ruhig. Was denn los sei, so gehe das doch nicht, er bringe Lina jetzt ins Bett. Es regte Alva auf, wenn er so ruhig blieb, es regte sie auf, dass Lina jetzt in seinen Armen sofort ruhig wurde. So wie sie selbst bei ihm immer ruhig geworden war. Und Lina sah sie triumphierend an. Hätte sie richtig sprechen können, dann hätte sie ihrem Vater vom Besuch im Aquarium erzählt, von dem großen tollen Fisch, der sein Maul aufgesperrt hatte, und dass ihr Mama kein Eis spendieren wollte, weil sie wieder komisch gewesen war, wie schon so oft.

Alva ging in die Küche, nahm das Geschirr aus dem Hängeschrank, den Tom gebaut hatte, und warf die Teller, Gläser, Schüsseln auf den Boden. Lina schrie nicht und Tom stand irgendwann in der Tür und sagte, er könne das nicht mehr. Sie brauche professionelle Hilfe.

Wochen später zog Alva aus. Sie überließ Tom die Wohnung und fand ein Zimmer in der

Nähe. In einer Wohngemeinschaft, im einzigen Haus der Straße mit grauer Fassade und Graffiti: *Das Herz ist eine Zeitbombe.*

WINTERHART

Nachbar Frielings Hunde schlugen an, rannten bellend am Drahtzaun entlang, hin und her, warfen sich wie irre geworden dagegen, hakten klirrend ihre Zähne in die Maschen, dampften, zitterten. Sie wussten nicht mehr, dass sie den Mann kannten, der jetzt im Hof auf der anderen Seite des Zauns die kreuzweise vernagelte Tür des Schuppens aufbrach. Mit dem Hammer gegen die Latten schlug, immer wieder, sie lockerte und wegstemmte, dass die rostigen Nägel herausstanden. Und schließlich die Tür aufriss, einen Turm ineinander gestellter Stühle aus dem Schuppen zerrte. Alles aus dem Schuppen warf, was ihm im Weg war, Kartons und Kisten auf die Pflastersteine in einen Scherbenhaufen aus Geschirr. Der Mann war doch immer still gewesen, und es war früh am Morgen, auf dem Strom lag das Rot der Sonne, der Maschendraht war feucht vom Tau, die Luft roch noch nach Nacht. Aber jetzt tobte der Mann, hatte die schlafenden Hunde geweckt, wütete sich in den Schuppen hinein. Zog eine Matratze heraus. Doch nur ein Stück, langsam bis vor die Tür, wo er sie liegen ließ und lange ansah. Schwer atmend hob und senkte sich seine Schulter, dann stieg er über die Matratze hinweg und verschwand im Schuppen. Die Hunde wurden ruhiger, gaben kurz noch Laut, liefen sich am Zaun aus, als hätten sie schon vergessen, was überhaupt geschehen war. Und es war schon ganz still geworden und das Gezwitscher der Vögel zu hören, als der Mann wieder aus dem Schuppen trat, ein kleines Kästchen in den Händen hielt. Die Hunde standen am Zaun und spitzten die Ohren. So ein Lärm für so ein kleines Kästchen.

Edvard setzte sich auf die Matratze, öffnete die Zigarrenkiste. Die Hunde sahen sich an und lösten sich in Luft auf. Da war eine Erinnerung, vor ihrer Zeit. Aus dem Maschendraht wurde ein Zaun, blau gestrichen wie der Schuppen. Am Haus wuchs Efeu, in der Spüle lagen keine Kippen und Edwards Vater trat vor die Tür, hielt die Nase in die Luft und nahm Witterung auf. Er musste los, da und dort noch die Höfe ansehen, die unter den Hammer kamen, und die Standuhr finden, die er schon so lange suchte. Und auf dem Heimweg noch einen Abstecher zum nächsten Hof machen, als wären Hunderte von Kilometer nur ein Abstecher, als hätte er eine Bestellung für die Standuhr und nicht genug Arbeit im Schuppen stehen. Schränke abschleifen, wackelige Stühle nageln, zerschlissene Polster flicken, Lampen zum Leuchten bringen. Edwards Mutter trat neben ihn und sagte: »Du bist doch ein Antiquitätenhändler und kein Fernfahrer!« Oder vielleicht sagte sie auch nur »Oskar!« und packte ihn am Arm. »Warum tust du dir das an? Was treibt dich bloß immer fort?«

»Leben heißt kämpfen und wagen«, sagte Edwards Vater und musste wirklich los, weil wenig Zeit blieb. Er war nur ein Trödler, aber immer auf der Suche, ob sich etwas lohnte. Er blieb ihr die Antwort schuldig, duckte sich unter den Fragen weg in den Schuppen, steckte den Kopf zwischen die von alten Büchern und Karteikästen übervollen Regalbretter, und nahm einen kleinen Schlüssel aus der Zigarrenkiste, um damit die Geldkassette aufzuschließen. Er